

"R Ü C K B L E N D E"

Erinnerung an das Ende des zweiten Weltkrieges 1939 bis 1945

aufgezeichnet im Sommer 1995 das ist 50 Jahre nach den

tatsächlichen Erlebnissen von

Robert Schweikart.

BEILAGE: REISEBERICHT
v o m 5. Juni bis 17. Juni 1995

Am 14. Februar 1945 habe ich, getreu meinem Einberufungsbefehl mit anderen, gleichalterigen Kameraden die Reise nach Koblenz-Ehrenbreitstein angetreten. Schon kurz vor Mittag kamen wir mit unseren Koffern dort an, um zu erfahren, daß die Uniformen in Wiesbaden auf uns warten. Ein Lastwagen der Wehrmacht brachte die "Männer" (wir waren alle 17 Jahre alt) direkt in die Ochampskaserne nach Wiesbaden. Dort erfolgte im Verlauf der nächsten Tage, die Umwandlung von Zivilisten in Grenadiere eines Ersatz- und Ausbildungsbataillons der 187sten Infanteriedivision (E. und A. Bat. 36).

Die Rückkehr in die Heimat sollte erst 2 Jahre und 10 Monate später am 14. Dezember 1947 erfolgen. Ich war 36 Tage bei der deutschen Wehrmacht und 1000 Tage in amerikanischer bzw. englischer Gefangenschaft.

Doch langsam, der Reihe nach.

Das Bataillon bestand aus drei Kompanien, und es war in einem Vorort der Stadt Mainz am Rhein stationiert. Am 12. März 1945 begann der Angriff der 3. US-Armee aus der Linie Saarbrücken - Trier - Koblenz nach Osten, gegen den Rhein. Eine Gruppe mit 12 Mann, welcher ich zugehörte, befand sich ab dem 16. März in Mainz in einer Reservestellung. Am 20. März drangen amerikanische Einheiten bis zur Stadtgrenze vor. Im Morgengrauen des 21. März erhielt unsere Gruppe den Befehl, dieses Stadtviertel zu verteidigen. Wir besetzten zwei Häuser an einer Straßenkreuzung und die anstürmenden G I's wurden schwer unter Feuer genommen. Etwa um die Mittagszeit näherten sich German - Panzer, mit auf-sitzenden Soldaten, unserer Stellung. Ein Kamerad war verwundet und da kein Sanitäter bei uns war, liefen einige mit ihm die Straße zurück, zum Rhein. Die Panzer standen unmittelbar vor unserem Haus, und wir waren in den Gebäuden eingeschlossen. In dieser Situation beginnt mein Bericht.

4. In amerikanischer Kriegsgefangenschaft

von 21.März 1945 bis 16.März 1946

Wir waren jetzt noch sieben Männer, keiner verletzt, aber unentschlossen was zu tun sei. Durch den Kugelhagel rennen, erschien uns allen zu gefährlich. Die Amerikaner hatten die vor uns liegende Zitadelle besetzt, sie konnten uns viel wirksamer unter Feuer nehmen, als wir sie. Trotzdem schossen wir mit unseren Gewehren von den Fenstern aus, auf die zur Stadtmitte vorrückenden G.I.'s. Schließlich stellten wir das Feuer ein, unsere Lage war aussichtslos. Jetzt merkten wir, daß es sehr still war, der Gegner schoß nicht zurück. Wir dachten schon, jetzt haben sie Jabos angefordert, aber dem war nicht so. Gleich darauf hörten wir Panzerketten auf der Straße und da waren wir uns alle einig, wir ergeben uns. Die Gewehre wurden zerstört und weil wir uns völlig ruhig verhielten, dachten die Gegner wohl, daß niemand mehr da ist. Der erste G.I. der zur Türe herein kam war ein kleiner untersetzter junger Mann, das Schnellfeuergewehr im Anschlag. An den Brusttaschen seiner Uniformjacke baumelten Eierhandgranaten. Wir konnten an seinem Gesicht ablesen, wie erschrocken er war, als er uns erblickte. Er war kreidebleich und die Schrecksekunde dauerte viel länger als die Bezeichnung angibt. Dann hatte er sich gefaßt, wir gingen mit erhobenen Händen auf ihn zu und die ersten englischen Worte "come on" verbunden mit der bekannten Hand- bzw. Fingerbewegung, beendeten den Krieg für mich und meine Kameraden.

Es kamen weitere G.I.'s. auf uns zu, wir gingen im Gänsemarsch in ein zerbombtes Gebäude, ein kleiner Raum war noch als solcher erkennbar. Nebeneinander mußten wir uns aufstellen und ca. 3 Meter vor uns, baute sich ein amerikanischer Soldat auf, das Gesicht uns zugewandt, hob er das Gewehr. In diesem Moment dachte ich: "Jetzt erschießen sie uns!"

Ich war eine Sekunde lang sicher, wenn er abdrückt sind wir tot und kein Mensch wird jemals darüber sprechen. Aber es kam ganz anders, sie durchsuchten uns nach Waffen. Sie nahmen uns Taschenmesser und Essbesteck ab. Ich hatte eine Taschenuhr, die hatte ich aus der Uhrentasche meiner Uniformhose herausgenommen. Man hatte uns schon vorher erzählt, daß die Amerikaner alle Uhren einsammeln. Sie hing, befestigt mit der Uhrkette in der Hose, zwischen Hose und Unterhose, etwa auf dem Oberschenkel. Der Soldat der mich durchsuchte, hatte sie nicht entdeckt. Offenbar galt es bei ihnen als etwas besonderes Uhren zu erbeuten, denn sie fragten nach "watches". Der vor uns stehende Soldat hat uns gehörige Angst eingejagt, sodaß wir ohne zu zögern die Uhren ablieferten. Wie mir, war es weiteren zwei oder drei Kameraden ebenso

ergangen. Später sah ich amerikanische Soldaten die hatten beide Arme, vom Handgelenk bis über die Ellenbogen, vollbesetzt mit Armbanduhren. Wir konnten uns diese "Sitte" gar nicht erklären, wir hielten es einfach für kindisch. Auf diese Weise nochmals "erleichtert", marschierten wir an die Stadtgrenze und trafen im Vorgarten eines Einfamilienhauses, noch weitere Leidensgenossen. Ein paar G.I.'s standen oder saßen, gelangweilt um uns herum. Auf dem Balkon des Nebenhauses, waren acht oder zehn Soldaten versammelt, sie hatten die Jacken ausgezogen, die Ärmel aufgekrempt und sonnten sich. In einem anderen Vorgarten war ein amerikanischer Soldat dabei, einen deutschen Feldwebel zu durchsuchen. Offenbar hatte er ihn gefangen genommen und beim Abtasten gemerkt, daß in der Hose eine Waffe verborgen war. Der Ami schrie ihn an und weil der deutsche nur grinste, gab er ihm einen Stoß, sodaß er in die Rosenbüsche fiel. Dann verlangte er die Hose zu öffnen, was dieser nicht tat. Der Ami wurde zornig, man sah es an seinem Gesicht und man hörte es an der Stimme. Die Hose ausziehen war nicht so einfach, denn der deutsche trug Reitstiefel und es war eine enge Reithose. Er saß immer noch im Rosenbeet, doch da holte der Amerikaner ein Klappmesser aus seiner Tasche und schlitze von oberhalb des Stiefelschaftes links, das Hosenbein nach oben auf, bis zum Schritt. Danach das selbe am rechten Bein und so kam endlich die Pistole zum Vorschein. Der gestreßte Amerikaner war so in Wut, daß er im selben Augenblick den Revolver aus seinem Halfter nahm und auf den Deutschen zielte. Doch da protestierten seine Kameraden lauthals, er dürfe das nicht tun. Besonders die Gruppe auf dem Balkon gegenüber, die dem ganzen Vorgang unterlachen und kommentieren zugesehen hatte. Schließlich steckte er die Waffe wieder ein, gab dem Deutschen noch einen Fausthieb und die Sache war erledigt.

Am Abend mußten wir auf einen LKW steigen und man brachte uns nach Kastellaun, in eine Scheune. Bei dieser Gelegenheit machten wir zum erstenmal Bekanntschaft mit den Dreiachsern von General-Motors und mit den Fahrern vom US-Army Transportations Corps, meistens Neger. Mit unserem Gepäck, hatten wir keine Schwierigkeiten. Eingangs habe ich erwähnt, mit welchen Restbeständen man uns eingekleidet hatte. Als wir jetzt auf der Ladefläche des LKW verstaut wurden, der Ausdruck "verstaut" darf wörtlich verstanden werden, war für uns die spärliche Montierung von Vorteil. Das "Verstauen" ging so vor sich, daß ein G.I. auf dem Wagen stand und wir einzeln hinaufsteigen mußten. Unter ständigem Rufen: "Lets go," wurde jeder, von kräftigen Fäusten gepackt, vorne am Fahrerhaus beginnend, gegen den andern gedrückt. Wenn ich es richtig weiß, paßten mit Hilfe dieser Methode, 60 Landser auf einen LKW. Bei meinen Kameraden und mir war da nichts, außer einem schlanken Jungen. Wir hatten weder

Koppel noch Eßgeschirr, weder Mantel noch Käppi. Schon bei der Einkleidung hatten wir, weder Stahlhelm noch Gasmaske, weder Brotbeutel noch Feldflasche erhalten. Da waren aber ältere Soldaten auf dem kleinen Sammelplatz, von einer Polizeitruppe, die hatten offenbar auch Mainz verteidigen sollen. Die waren sozusagen "friedensmäßig" ausgerüstet. Was besonders auffiel waren riesige Rucksäcke, vielleicht sind sie in der Erinnerung noch größer als sie in Wirklichkeit waren. Aber die konnte man nicht auf dem Boden platzieren, oder etwa außerhalb der Ladefläche. Nein, sie befanden sich auf dem Rücken der Männer und sie waren kugelrund und brauchten deshalb Platz für eine zusätzliche Person.

Wie gesagt, die Beladung erfolgte gegen Abend und die Fahrt dauerte über eine Stunde. Die Fahrer gaben Gas und los ging es. Der ganze Menschenknäuel schwankte im Rythmus des Fahrens. So lange noch Tag war, hatte jeder die Kraft, die Bewegung auszubalancieren. Aber es wurde bald dunkel, die Leute waren müde und die außenstehenden wurden in den Kurven so an die Bordwand gedrückt, daß sie jedesmal aufschrien. Und wirklich, später mußten einige wegen Rippenquetschung behandelt werden. Unser Nachtquartier war auf dem Ackerboden unter freiem Himmel, die Scheune war längst voller Soldaten. Zu essen gab es zunächst nichts, aber im Morgengrauen kamen zwei oder drei Frauen aus Kastellaun und warfen Brote über den Zaun. Die Wachmannschaft hatte nichts dagegen, aber als die Körbe leer waren, jagten sie die Samariterinnen fort. Zum Reden, Fragen nach Namen und so was, war keine Zeit. Schon am nächsten Tag ging es weiter, wieder mit General Motors und mit 60 Mann pro LKW.

In einem Lager in der Nähe von Trier, unserem nächsten Ziel, wurden wir registriert. Dazu gehörte, daß alle Wertsachen wie Geld, Papiere, Ausweise, Fotos, usw. von der US-Army einbehalten wurden. Bei mir war das eine Briefftasche mit ein paar Bildern von zu Hause und von Freunden. Das Soldbuch und die Erkennungsmarke mit der eingepprägten Nr.82, außerdem die Bezeichnung der Militäreinheit nämlich "schw.E.u.A.Bat. 36, 5.Komp.SMG." Was im Wortlaut heißen soll: schweres Ersatz- und Ausbildungsbataillon 36, 5. Kompanie schweres Maschinengewehr. Ferner ein Brustbeutel mit ein paar Geldmünzen, vor allem erwähnenswert, ein Fünfmärkstück aus Silber. Dies hatte mir meine Mutter beim Abschied gegeben, mit den Worten: "Trage es bei dir, es soll dir Glück bringen als ein Talisman. So Gott will, bringst du es wieder mit nach Hause, irgendwann." Diese ganzen Sachen wurden in einen großen Briefumschlag gesteckt, Größe Din A 4 und wir mußten den Namen und eine persönliche Gefangenenummer darauf schreiben. Meine Nummer lautete: 31 G 842 489.

Mann eine Wolldecke, im übrigen fester Lehm Boden. Natürlich war zu jeder Zeit die Essenration ein Hauptgesprächsthema. Unterwegs in der Eisenbahn hatten wir amerikanische Armeeverpflegung erhalten, Konserven die alles enthielten, was der Mensch zum Leben braucht. Es gab schwere Dosen mit Gemüse, Kartoffeln, Fleisch und es gab leichte Dosen mit Gebäck, Schokolade, Kaffee- und Milchpulver, Fruchtsaftpulver, usw. Im Lager kam nun die Verpflegung aus einer Küche. Morgens Kaffee mit ein paar Keksen, Mittags Eintopf, am Abend für acht Mann ein rundes Weißbrot. Die Männer die dieses Brot zu teilen hatten waren nicht zu beneiden, ging es doch um jedes Krümel. Zum Brot, gab es Wurst oder Käse und zum Trinken Tee. Es war ausreichend zum leben, aber nicht zum satt werden.

Am Dienstag den 27. März 1945 waren wir in Cherbourg angekommen. Eine lange Kolonne marschierte den Berg hinauf, zu einem riesigen Lager. Es waren wohl einige tausend deutsche Landser, hier hinter Stacheldraht. Ein Areal, welches sicher schon seit Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten, als Unterkunft für gefangene Soldaten gedient hatte. Hier hausten wir über Ostern, am 30. März war Karfreitag und am Ostersonntag hielt der deutsche Lagerkommandant ein Ansprache. Er stammte aus Mannheim, das sagte er durch die Lautsprecher, und er versuchte uns Mut zu machen. Seine Worte waren etwa so: "Männer, wir sind heil davon gekommen. Nun müssen wir sehen, daß wir auch gesund wieder nach Hause zurückkehren. Deutschland ist zerstört, wir müssen es wieder aufbauen. Damit wir bei Kräften bleiben, bekommt jeder zum Osterfest ein Ei zu essen." Nach dem Fest, keiner hatte etwas vom Osterei gesehen, sagte er, das Ei sei in der Suppe gewesen, da war es besser zu verteilen. Na ja, den Humor darf man nicht verlieren, außerdem war am Ostersonntag der 1. April.

Dann schickte ich die erste Rotkreuz-Karte als erstes Lebenszeichen an die Angehörigen zu Hause. (Siehe Kopien)

Die Tage in Cherbourg verliefen ohne besondere Ereignisse. Es wurde erzählt, daß täglich ein paar hundert Landser als Arbeitskommando zum Hafen geführt wurden. Sie mußten Schiffe ausladen, der Nachschub für die Truppe. Auf welche Art die Wachen einen Diebstahl bestrafte, wurde auch erzählt. Wenn jemand mit einer Dose Wurst erwischt wurde, mußte er dieselbe an Ort und Stelle aufessen. Das gleiche passierte mit Fett oder Schokolade, aber z.B. auch mit Zigaretten. Mir selbst und auch den anderen Zeltbewohnern, blieb ein Arbeitseinsatz erspart.

Am 6. April marschierte eine große Kolonne aus dem Gefangenenlager, den Berg hinab zum Hafen und über eine schwankende Gangway auf ein Überseeschiff. Es war ein Transportschiff der Liberty-Klasse mit dem Namen

"William A. Graham." In einem Laderaum des 5000 BRT großen Schiffes waren an Rohrgestellen Segeltuchplane gespannt, die als Schlafstellen dienten. Ott'l und ich versuchten natürlich beisammen zu bleiben und weil wir offenbar mit zu den letzten gehörten welche die steile Treppe hinabstiegen, gab es für uns kein Bett mehr. Wir legten uns auf Anweisung der Matrosen auf den Boden, vor die Tür zur Heizungsanlage, einer brachte für jeden eine zusätzliche Decke. Später lernten wir, daß eine Treppe auf dem Schiff "Niedergang" heist und das Bett "Kojen", auch wenn es kein Raum, sondern nur ein Stück Segeltuch war. In dem Laderaum war eine Eiseskälte und ein Matrose schloß auf unsere Bitte die Tür auf und stellte die Heizung auf volle Kraft. Das hatte zwei deutliche Auswirkungen, zuerst wurde es innerhalb von zwei Stunden sehr warm, jeder zog sich aus, bis auf das Hemd. Dann kam der Matrose wieder und drehte die Heizung zurück. Weil es aber wirklich viel zu warm war, machte er auch die Öffnungen auf, die von außen Frischluft herein bliesen. Die Folge war, daß nach zwei Tagen, fast jeder einen Schupfen hatte. In der ersten Nacht merkten wir, daß das Schiff Fahrt machte und nach einiger Zeit lag es wieder still.

Die Küche und die Essenausgabe waren auf gleicher Höhe mit unserem Schlafrum, während Waschräum und Toilette über den Niedergang zu erreichen war, der auch in's Freie, an Oberdeck führte. Es gab drei Mahlzeiten täglich und wir konnten zufrieden sein. Diskutiert wurde natürlich die große Frage "Wo geht die Reise hin?" Am zweiten Tag durften wir an Oberdeck. Und da sahen wir, daß rings um uns herum Wasser war, vom Festland war nichts mehr zu sehen. Unser Schiff lag im Kanal, vor der französischen Küste und da war es nicht allein. Eine große Menge anderer Schiffe, größere und kleinere, durch die Aufbauten erkenntlich auch Tanker, waren um uns verteilt. Am 8. April spürten wir, daß die Maschinen angeworfen wurden und das Schiff sich in Bewegung setzte. In den vergangenen zwei Tagen, hatte sich ein Geleitzug formiert der von Europa nach Amerika fuhr, ich habe 120 Frachtschiffe und Tanker gezählt. Das also war unser Ziel Amerika, Ott'l und ich sahen uns an, wir wünschten uns Glück zu der großen Reise. Wir waren nicht wenig verwundert, was da mit uns geschehen war und konnten nur immer wieder sitzen und stumm vor uns hinstarren. Die Umgebung auf dem Schiff war bald erkundet und natürlich sucht man unter den 500 Soldaten an Bord nach Pfälzern. Da war ein Mann aus einem Nachbarort, ich nenne ihn Jakob, er war 42 Jahre alt und hätte deshalb ganz gut unser Vater sein können. In der ersten Woche ging alles gut, die See war ruhig, wir saßen oder lagen auf dem Oberdeck und zählten wieder und wieder die Schiffe. Dabei fiel auf, daß vor uns ein Schiff ähnlicher Bauart wie unseres, auch von Soldaten besetzt war, offenbar Leidensgenossen. Später erfuhren wir, daß bei diesem letzten

Transport nach USA 3000 deutsche Landser waren. Es war zu sehen, daß in der Mitte des Geleitzuges die Tanker liefen, dann Frachtschiffe und außen, in Kiellinie die Schiffe mit den Gefangenen. Der Krieg war noch nicht beendet, die deutschen U-Boote waren zwar keine Gefahr mehr, aber die Angst bei den Kapitänen war groß. Der Wind frischte auf und wir sahen auf dem Wasser weiße Schaumkronen. In der folgenden Nacht begann es zu schaukeln und es dauerte nicht lange, da waren wir beide seekrank. Als das losging wurde das Essenholen zum Balanceakt. Es wurden Taue gespannt, an denen man sich festhalten konnte. Aber nachdem der erste seinen Porridge hatte fallen lassen, wurde der Gang in die Küche zur Rutschpartie. Wie sich die Seekrankheit auswirkt, weiß man gemeinhin. Wir waren bald nicht mehr in der Lage aufzustehen, jeder hatte seine Blechdose vor sich. Unser Freund Jakob war davon nicht betroffen, er war keine Minute seekrank und hat in den 6 Tagen die der Sturm, bis Windstärke 8 gedauert hat, unsere Portionen gegessen. Wir zwei lagen in unserer Ecke, waren so gut wie tot und auf dem Höhepunkt der Schaukelei war unser einhelliger Wunsch: "Wenn der verdammte Kahn nur endlich unter ging."

Schließlich wurde es ruhiger, man konnte wieder auf den Beinen stehen und die Nase ins Freie stecken. Der Waschraum befand sich mittschiffs, unter der Brücke und war über den steilen Niedergang zu erreichen. An den Außenwänden, quer zur Kiellinie, waren die Wasserhähne über eisernen Waschbecken. Parallel dazu, in der Mitte des Raumes zwei Reihen, mit je acht Kloschüsseln. Als nach ein paar Tagen der Sturm etwas nachließ, ging ich an einem Nachmittag auf das Oberdeck. Otto blieb im Laderaum, er wollte nicht mitkommen.

Das Meer bot einen grandiosen Anblick, im weiten Rund waren Schaumkronen auf den Wellen. Ich konnte das richtig genießen, mit der Zeit gewöhnt man sich ja an das Schaukeln. Die Nachbarschiffe schwankten wie unser eigenes und weil sie ohne Ladung waren, hatten sie auch keinen allzugroßen Tiefgang. Wenn die Schiffe mit dem Bug eintauchten, sah man deutlich am Heck die Schiffsschraube zur Hälfte aus dem Wasser ragen. Na, den Leuten dort drüben geht es auch nicht besser und erst die kleinen Kriegsschiffe, unsere Bewacher, auf der anderen Seite, wurden von den Wellen ständig meinem Blick entzogen. Auf dem Weg zurück, in das Schiffsinne, ging ich in den Waschraum, ich mußte zur Toilette. Als ich vor der ersten Brille stehend, die Hosen herunter hatte und mich gerade setzen wollte, legte der Kahn sich auf die Seite und ich rutschte mit meinen Nagelschuhen, auf dem eisernen Fußboden quer durch den Raum und landete glücklich auf der letzten Brille in der Reihe. Da mußte ich lauthals lachen und ich hatte meinem Freund etwas zu erzählen. Gleich darauf brauchte ich

aber wieder, die schon erwähnte Blechdose und ich blieb in unserer Ecke, bis der Sturm endlich ganz vorüber war. Nach ungefähr acht Tagen war das der Fall und als wir dann zusammen das Oberdeck betraten, trauten wir unseren Augen nicht. Das Meer war wie ein Spiegel, völlig glatt, es wurde von keinem Luftzug bewegt. Es ist unglaublich wie unterschiedlich, sich das Element zeigen kann. Vor Tagen wild bewegt, Wellen welche weiße Schaumkronen trugen und die großen Schiffe zum Schlingern brachten. Und jetzt eine glatte Fläche in der sich die Sonne spiegelte. Schwärme von fliegenden Fischen tauchten aus dem Wasser und verschwanden wieder. Unwillkürlich sprachen wir aus, was wir dachten: "Wie schade, wenn der Pott im Sturm untergegangen wäre."

Es folgten Schönwettertage und die Schiffsführung suchte freiwillige Helfer, zum Rostklopfen auf dem Deck und anschließendem Neuanstrich mit grauer Farbe. Natürlich wurde die Arbeit mit Extraessen belohnt, außerdem gab es Hagebuttendrops. Ich hatte mich beteiligt und das Essen zusätzlich, war nach den "enthaltamen" Tagen ganz willkommen. Auf die Drops hatte ich mich besonders gefreut, doch welche Enttäuschung! Sie schmeckten derart scheußlich, daß ich sogar wieder die Blechdose brauchte und das Rostklopfen überließ ich anderen.

Ohne weitere bemerkenswerten Ereignisse, erreichten wir am 26. April 1945 den Hafen von New York, in den Vereinigten Staaten von Amerika. In der Nacht, wir waren in unserem Laderaum, schwiegen auf einmal die Maschinen. Das Schiff lag still und wir hörten den Anker auf den Meeresgrund poltern. Später durften wir an Deck und diesen Anblick, die Silhouette der Wolkenkratzer vor der aufgehenden Sonne, werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Es gibt noch einige Augenblicke die unvergesslich sind, aber dieser Moment, übertrifft alles. Auf den Straßen fuhren einzelne Autos, an den Häusern waren die Fensterreihen der Lifte erleuchtet, sonst sah man nur die Umrisse. Die Sonne stieg höher und Manhattan vor uns erwachte. Über den Häusern, sehr eindrucksvoll auf Stelzen, die eiförmigen Wasserbehälter, die den Menschen das Wasser in die Wohnungen lieferten. Ich hatte das Gefühl zu träumen, glaubte garnicht das wirklich zu erleben. Als die Sonne höher stieg und die Umrisse verschwanden, die Schatten in den Houdsen-River rutschten, kam ein Flußdampfer längseits und nahm uns an Bord. Nach einer kurzen Fahrstrecke gingen wir an Land, wir waren tatsächlich in Amerika.

Recht wacklich auf den Beinen, mußten wir im Laufschrift durch ein Spalier der Wachsoldaten laufen. Von denen hatte jeder eine

Maschinenpistole im Anschlag, den Lauf nach oben gerichtet, ein Schock für uns.

"Wozu die Waffen," fragten wir uns, "hält man uns für die fünfte Kolonne. Glaubt man, wir machen Revolution und gehen zum Angriff über?"

Etwas war dran, die Kriegspropaganda hat die Leute, auch die Befehlsgeber, so verunsichert, daß sie vor den Deutschen eine geradezu unheimliche Angst hatten. Was da soeben amerikanischen Boden betreten hatte waren Nazis, die noch vor ein par Tagen als hoffnungslos Unterlegene, gegen unsere tapferen G.I.'s gekämpft haben. Wer weiß welche Wunderwaffen sie hervorzaubern, wenn man sie aus den Augen läßt. Wir wurden in einer riesigen Halle einzeln durchsucht, es standen große Tonnen bereit, für das was man uns abnahm. Bei den Kameraden meiner Einheit war da ja Fehlanzeige. Dann wurden wir geduscht und entlaust, dazu sprühten Soldaten mit großen Flitspritzen ein Desinfektionsmittel auf alle behaarten Stellen am Körper. Auch die Kleider wurden desinfiziert, das Leder war danach so hart, wie eine trockene Brotkruste und nicht mehr zu gebrauchen. Die Kleider waren in einem großen Netzsack in das Dampfbad getaucht worden, wir zogen sie wieder an und rannten durch das Spalier aus Maschinenpistolen aus der Halle, auf ein Bahngleis. Ein Zug kam angefahren und wir durften einsteigen. Wir reisten in Personenwagen mit weichem Polster, auf jeweils vier Plätzen saßen drei Mann. Jemand meinte das sind Pullman-Cars und vermutlich dauert die Fahrt etwas länger. Die Fenster mußten zum Öffnen nach oben geschoben werden, doch sie waren so präpariert, daß nur ein schmaler Spalt möglich war. Zwischen den Wagen, stand jeweils ein Mann mit MP und in jedem Wagen lief ein Soldat ständig hin und her, er hatte einen Gummiknüppel in der Hand. So viel ich selbst sehen konnte wurde niemand geschlagen. Es war verboten aufzustehen und wer zur Toilette mußte, meldete sich mit Handzeichen. Klar, daß die Wache immer nur einem einzelnen die Erlaubnis gab. Als der Zug eine kleine Weile unterwegs war, wurde das Essen serviert. Jeder wurde an seinem Platz bedient, es gab Kaffee zu trinken und entsprechend der Tageszeit kalte oder warme Gerichte. Die Getränke in Papierbechern, das Essen auf Papiertellern, sogar Gulasch mit reichlich Soße. Ich bin sicher, daß keiner von uns das vorher für möglich gehalten hätte. Nach dem Essen, sollten die Becher und Teller zum Fenster hinaus geworfen werden. Also deshalb der mögliche Schlitz und ein Blick auf den Bahndamm zeigte, daß es alle Reisenden so machten. Wenn ich die Augen schließe und an diese Bahnstrecke denke, sehe ich noch heute die Teller und Becher als begleitende Straße rechts und links der Gleise.

Wir waren mit unserem Zug vier Tage und vier Nächte unterwegs, das Essen kam regelmäßig, geschlafen wurde so gut es ging, einer konnte sich ja immer mal umlegen. Die Fahrt ging von New York nach Arizona, nach Süden hin, waren die Papierteller etwas weniger. Das Ziel war ein Gefangenenlager bei Florence, in der Nähe von Phönix. Durch das ständige Sitzen, wie gesagt vier Tage und Nächte, waren meine Füße und Beine so angeschwollen, daß die Schuhe die ich, weil es bequemer war, schon am Anfang ausgezogen hatte, nicht mehr paßten. Es war ja warm in Arizona und kein Problem in Strümpfen zu laufen, Ott'l ging es genau so. Zwischen einem hohen Doppelzaun stapften wir in Richtung Lagertor, der Eintritt verzögerte sich allerdings. Kurz vor dem Tor standen drei Apfelsinenkisten und da mußte jeder Platz nehmen. Den Ersten hat man Haarschneidemaschinen in die Hand gedrückt und alle bekamen einen Kahlkopf geschoren. Wenn der Schneider genug hatte, gab er die Maschine weiter und so wurden alle ihre Haare los. Das war eine reine Hygienemaßnahme und in Anbetracht unserer "gesellschaftlichen Stellung" war uns das egal und alle machten ihre Witze darüber. Dann waren wir endlich im Lager, aber bevor wir in die Unterkünfte durften, mußten wir noch einmal Schlange stehen. In großen Hallen waren Kabinen abgeteilt und jeder wurde einem politischen Verhör unterzogen. Ein Offizier, der sehr gut deutsch sprach, fragte mich nach dem Alter, nach Vater und Mutter, deren Beruf und politische Tätigkeit im dritten Reich. Ich beantwortete alles wahrheitsgemäß und bekam von dem Herrn ein rotes Kärtchen. Damit ging ich nach draußen und von einer Gruppe Landser rief es: "Rote Karten hierher!" Bei dieser Gruppe fragte ich nach Otto, er war nicht da, ich ahnte Schlimmes. Andere Landser standen auf der anderen Seite der Halle, dorthin lief ich und rief nach Ott'l. Er war dabei und hatte eine weiße Karte, das hieß, er war "Antinazi." Die Leute mit der roten Karte waren "Nazi" und da galt es nun Abschied zu nehmen. In dem trüben Licht, einer hoch über uns befestigten Lampe, umarmten wir uns: "Mach's gut, zu Hause sehen wir uns wieder!" Das war alles, es blieb uns nicht viel Zeit.

Zwei Jahre und acht Monate später, trafen wir in unserem Heimatdorf wieder zusammen. Für Lausbubenstreiche wie vorher, waren wir zu alt, aber bei den Singstunden im Männerchor und wenn wir mit den Mädchen zum Tanze gingen, ergab sich manchmal eine Frage: "Weißt du noch!"

Um es hier gleich auszusprechen, diese Einteilung der aus Europa ankommenden Deutschen, hatte auf den Einsatz, oder die Behandlung keinen Einfluß. Alle mußten zur Arbeit, teils innerhalb, teils außerhalb der Lager, überall in USA. Dasselbe gilt auch für Canada, wo allerdings meines Wissens kurz vor Kriegsende keine Gefangenen mehr hingebracht wurden. Außer

"Nazi" und "Antinazi", wurden auch Leute gesondert untergebracht, die von sich behaupteten, sie seien Kommunisten. Das waren welche, die meinten einen Vorteil zu haben, wenn sie sich als Gegner der Nationalsozialisten ausgaben. So viel ich weiß, hatten sie keinen Vorteil, eher Nachteile denn die Ami's konnten sehr schnell zwischen Ehrlichen und Heuchlern unterscheiden. In diesen Zusammenhang gehören eigene Erlebnisse und von anderen erzählte Begebenheiten, die ich in einem späteren Kapitel ausführen muß.

Unsere Gruppe wurde in eine Baracke geführt, andere Landser waren schon da. Gleich hieß es: "Kamerad, schmeiß alles weg, Amerika gibt dir alles neu!"

Wir zogen uns aus, die ganzen Klamotten flogen auf einen Haufen vor der Unterkunft. Als nächstes kam Duschen, mit schönem heißem Wasser und man gab uns Seife und Handtuch. Jeder wurde mit sauberer Wäsche versehen, die Sachen waren nicht ganz neu. In Druckbuchstaben war mit Teerfarbe (das konnte man deutlich riechen) ein "P" und ein "W" aufgemalt, wir waren echte "PW's". (prisoner of war). In der Baracke standen Betten bereit, so, wie die amerikanischen Soldaten das auch hatten. Das sind Einzelbetten aus Eisen mit Stahlfedern, darauf eine dicke Matratze mit weißem Leinen überzogen. Als Nachttisch diente eine Obstkiste und das alles zusammen, brachte uns doch gewaltig zum Staunen. Es gab, obwohl spät in der Nacht, ein Abendessen. Brot soviel man wollte, ein großes Stück Wurst und zu trinken reichlich Tee. Heute ist es mir nicht mehr möglich einen Menüplan wiederzugeben, aber in diesen ersten Tagen, so etwas vergißt man nie im Leben, haben wir uns alle ganz prächtig erholt.

Noch tobte der Krieg in Europa und die Fürsorge wegen unserer Gesundheit, war auch eine Vorsorge der Amerikaner gegen das Einschleppen möglicher Krankheiten zu sehen. Wir wurden gründlich untersucht, mußten Stuhl- und Urinproben abgeben. Die Befunde wurden uns schriftlich ausgehändigt, sie befinden sich noch heute in meinem Besitz. Wenn die ganze Mannschaft angetreten war, ergab sich ein tolles Bild. Alle hatten eine Glatze, manche hatten ihren Schädel sogar noch rasieren lassen. Alle waren gleich angezogen, khakifarbene, amerikanische Uniform, natürlich ohne Abzeichen, dafür mit P und W auf dem Rücken bzw. auf den Oberschenkeln der Hosen. Braune hohe Schnürschuhe und auf dem Kopf einen Tropenhut in blau. Die Baracken waren hier einstöckig, man stieg vier oder fünf Treppen hoch. Sie waren so angeordnet, daß für 250 Mann, eine Kompanie, ein Apellplatz entstand und dort wurden wir täglich aufgestellt und gezählt. Es gab keine militärische Rangordnung, als Aufsicht waren PoW's eingeteilt, die

auch die Gartenanlagen in Ordnung hielten. In der Küche arbeiteten Leute, die vielleicht Koch oder Metzger waren, und zum Kompanieführer war ein Unteroffizier oder Feldwebel bestellt. Der war auch Ansprechpartner für die Lagerführung, meist war er der englischen Sprache mächtig. Zum Dolmetschen waren aber auch Amerikaner da, oft Emigranten, für die deutsch ja Muttersprache war. Offiziere waren in besonderen Kompanien zusammengelegt.

Beim Spaziergang im Lager, kamen wir auch mit den Leuten zusammen, die schon länger hier waren. Die meisten waren an der Invasionsfront in Gefangenschaft geraten, sie waren also seit Monaten in den USA. Zuerst kamen die Fragen: "Wo kommt ihr denn her, wo seit ihr gefangen worden, wann war das?"

Es gab zwar Zeitungen in deutsch und Nachrichten über Lautsprecher. Aber mit dem Glauben an solche Mitteilungen, war das so eine Sache. Sehr oft war man schon angelogen worden und mißtrauen war verständlich.

"Was, in Deutschland gefangen und jetzt hier, warum bist du nicht abgehauen?"

"Ihr könnt euch das nicht vorstellen. Abhauen, wohin denn, es ist alles in den Krieg mit einbezogen, kein Platz ist ausgespart. Verstecken ist unmöglich. Es sei denn du riskierst zu verhungern!"

"Wie geht es euch denn hier, geht ihr arbeiten?"

"Arbeiten? Nach der Genfer Konvention brauchen Kriegsgefangene nicht zu arbeiten. Doch monatelang hier herumsitzen ist sehr langweilig und manche arbeiten freiwillig."

Das hat zu Rivalitäten unter den Deutschen geführt. Besonders fanatische Zeitgenossen rotteten sich zusammen, ihr Wahlspruch war: "Wir arbeiten nicht für den Ami."

Sie bildeten sogenannte Rollkommandos und überfielen die Arbeitswilligen. Nachts, wenn diese schliefen, drangen sie in die Schlafräume ein, zogen den Leuten die Decke über den Kopf und verprügelten sie. Zum Teil so, daß sie arbeitsunfähig waren. Die Lager wurden während des Krieges von Vertretern des deutschen Roten Kreuzes besucht und die konnten mit diesem Zustand nicht einverstanden sein. Da suchte man einen Ausweg und fand ihn dadurch, daß die Leute die arbeiten wollten, zum Überlaufen veranlaßt wurden. Sie unterschrieben ein vorgedrucktes Papier, in welchem sie bestätigten, daß sie freiwillig, zu den amerikanischen

Steitkräften übergelaufen waren. Damit waren sie nicht mehr Kriegsgefangene, sondern internierte Lagerinsassen und konnten somit zu allen Arbeiten herangezogen werden. Sie wurden, nach und nach, in besonderen Baracken zusammengelegt. Weil das aber nicht immer, teils nicht schnell genug, teils auch nicht vollständig, möglich war, wurden sie gekennzeichnet. Sie bekamen auf den linken Ärmel, mit Farbe oder mit Stoff, einen weißen Streifen, 3 cm hoch und ca. 10 cm lang. Der Begriff "weiße Mäuse" war für diese Leute geprägt und wehe, sie benahmen sich außerhalb ihrer Gruppe irgendwie auffällig, gar provozierend gegenüber anderen die das PW noch aufgemalt hatten. Es hat des öfteren fürchterliche Schlägereien gegeben. Für die Ami's eine interessante Abwechslung, wenn aber einer in ärztliche Behandlung mußte, dann wurde es Ernst. Diese Dinge waren von einem auf den anderen Tag vorbei, als am 8. Mai 1945 das Deutsche Reich kapituliert hat. Nun waren wieder alle gleich. Für uns vom letzten Transport, mit dem 3000 Männer von Cherbourg nach Arizona gekommen waren, blieben das Erzählungen.

In diesen Zusammenhang gehören ein paar Bemerkungen, über die Präsenz des Roten Kreuzes in den Gefangenenlagern. So lange ich in einem Lager war, es waren insgesamt 1000 Tage, habe ich nicht erlebt, daß ein Vertreter des Roten Kreuzes, sich um uns gekümmert hätte. Zuwendung in Form von Unterhaltung, das heißt Bücher, Karten- oder andere Spiele, erhielten wir nur vom YMCA, das heißt Christlicher Verein Junger Männer. Es mag während des Krieges anders gewesen sein, aber das waren für mich ja nur etwa 6 Wochen. Nach Ende des Krieges, war das deutsche Rote Kreuz nicht mehr vorhanden und das internationale Rote Kreuz sorgte nur für die Sieger, das jedenfalls war unser Eindruck.

Die medizinische Versorgung war dort, wo ich gewesen bin, auf allen Gebieten hervorragend. In den großen Lagern in USA, gab es Zahnärzte und Allgemeinärzte, sowohl deutsche, wie amerikanische. Die Amerikaner selber, hatten viel zu viel Angst vor ansteckenden Krankheiten, Seuchen oder Epidemien als, daß sie etwas vernachlässigt hätten, oder dem Zufall überließen.

Wo einige tausend Männer zusammen sind, gibt es natürlich auch Lehrer für alle Bereiche. Deshalb wurde Unterricht erteilt in allen Lehrfächern, die Bücher dazu, kamen von der YMCA. Ebenso war es möglich, jedes Musikinstrument zu erlernen und es gab Orchester, die auch Konzerte gaben, die Instrumente kamen von der YMCA. Es wurde jede beliebige Sportart betrieben, im Freien und in der Halle, Mannschaftssport, sowie Schwer- und Leichtathletik, die Sportgeräte kamen vom YMCA.

Für mich stand an erster Stelle, englisch zu lernen. Dazu bekam, wer interessiert war, ein Lehrbuch mit dem Titel: "Tausend Worte englisch." Unter Anleitung eines amerikanischen Offiziers, er war ein sehr gütiger, hilfsbereiter älterer Herr, lernte ich die vorgegebenen Sätze und Redewendungen auswendig. Leider gab es in den Staaten wenig Möglichkeit, sie im Sprechen anzuwenden. Erst viel später, in England kamen mir die Lehrstunden zugute und ich meine, ich profitiere heute noch davon.

In den Kantinen gab es Toilettenartikel zu kaufen, wie Seife, Zahnpasta, Rasierwasser. Einen Rasierapparat, bekam jeder zu seiner Verfügung, was bei mir allerdings vorerst unnötig war. Mein Bartwuchs war ein zarter Flaum und die Kameraden hänselten mich deshalb. Sie meinten: "Bei dir genügt ein scharfes Handtuch."

Im Dezember 1945, an meinem 18.Geburtstag, habe ich mich zum erstenmal rasiert. Das heißt, ein Kamerad hat das getan, er war ein Schwabe, seinen Namen habe ich total vergessen. Er war soviel älter als ich, daß er leicht hätte mein Vater sein können. Wir haben zusammen Sport getrieben, in den 30iger Jahren, war er deutscher Meister im Ringen, ich weiß nicht mehr in welcher Gewichtsklasse. Es gab Leihbüchereien und ein Kino, dort liefen wöchentlich zwei amerikanische Filme und es gab Frisöre, die in eigens dafür eingerichteten Baracken den Leuten die Haare schnitten. Das hört sich vielleicht eigenartig an, nachdem uns bei der Ankunft der Kopf kahlgeschoren wurde. Aber die Haare wachsen wieder und bei mir hatte das noch einen besonderen Effekt. Als Kind hatte ich blonde Locken, wie auf Fotos zu sehen, richtige Ringellocken. Später, mit 12 oder 15 Jahren, waren die verschwunden, doch als sie nun wieder länger wurden, waren die Locken wieder da.

Am 9. Mai wurden etwa 150 Mann in ein kleines Außenlager verlegt. Ein Zeltlager mit Steilwandzelten, mitten in der Prärie. Bewachung gab es natürlich wie vorher, aber man spürte förmlich wie erleichtert die Amerikaner waren, daß eine Fluchtgefahr unsererseits nicht mehr bestand.

In der Wüste blieben wir ein paar Tage und der Dolmetscher, eindeutig ein deutscher Emigrant, der ja sicher allen Grund hatte uns zu verachten, ließ das auch erkennen. "Ihr habt keine Rechte mehr, ihr habt nur noch Pflichten." Dabei hielt er den Daumen nach unten. "Ihr könnt singen, "Ein Männlein steht im Walde," aber nicht, "Deutschland komme über uns alle."

Die Essenrationen wurden gekürzt, es gab keinen Kaffee mehr, nur noch Tee und der war sehr dünn. Zum Mittagessen gab es sechs Scheiben Weißbrot, sehr dürftig belegt. Zwei mit einer Messerspitze Fett, zwei mit

einem Blatt Salat und die anderen zwei, mit einem Scheibchen Wurst, ein Halbmond aus der Dose, dünn wie eine Messerklinge. Am Abend Eintopf, eine Suppe bei der mehr Augen hinein als heraus schauten. Dann, Mitte Mai, wieder eine Eisenbahnfahrt, diesmal nach Norden, wieder vier Tage und Nächte. Die Wagen, wie beim erstenmal, wurden an andere Züge angehängt. Während der Fahrt war die Bewachung wie auf der ersten Reise, die Soldaten waren ein wenig freundlicher. Unser Ziel war ein kleines Lager bei der Ortschaft Toppenish, im Jakima-Tal im Staat Washington.

Das zweite Lebenszeichen, eine Rotkreuz-Karte aus Fort Lewis. Geschrieben im Rübenlager von Toppenish. (Siehe Kopie)

In diesem Barackenlager, mit Stacheldrahtzaun und Wachtürmen, wohnten ca. 600 deutsche Kriegsgefangene. Das Lager war errichtet worden, auf Wunsch der Betreiber einer nahen Zuckerfabrik. Die Farmer hatten behauptet, sie hätten für die Erzeugung der Rüben nicht ausreichend Arbeitskräfte. Das Gebiet ist Indianerreservat und weil die Felder von den Indianern nicht bestellt werden, wurden sie vom Staat an weiße Farmer verpachtet. Dadurch, weil alles Pachtland war, gab es Menschen fast aller bekannten Nationen. Es waren auch viele deutsche darunter, allerdings nur ganz vereinzelt solche, die direkt aus Deutschland gekommen waren. Die meisten waren ehemals Wolgadeutsche, die 1905 oder 1906 nach Amerika gingen, um nicht für den Zaren in den russisch-japanischen Krieg zu müssen. Sie redeten in unserer süddeutschen Mundart, mit einem leicht englischen Tonfall, für uns gut zu verstehen. Da war nun unsere Arbeit die Zuckerrübenfelder zu hacken, später zu ernten und danach wurde das Lager aufgelöst.

Vierhundert, oder fünfhundert Kameraden waren schon vor uns da und wir erlebten, daß die Arbeit sehr anstrengend war. Freilich sagten einige: "Was, du bist doch Bauer von Beruf, du kennst die Arbeit, dir muß das doch leicht gehen." Aber zu Hause arbeitet man auch nicht alle Tage auf dem Rübenfeld, vor allem nicht wochenlang und hier kam das ungewohnte Klima erschwerend hinzu.

Das Jakimatal ist, wie der gesamte Landstrich zwischen Caskaden- bzw. Küstengebirge und Rocky Mountains eine Halbwüste. Es regnet sehr selten während des Sommers und die Felder müssen deshalb etwa drei Monate im Sommer bewässert werden. Der Jakima River ist teilweise kanalisiert und sein Wasser wird durch Schleußen in die Felder geleitet. Wir waren am 20. Mai angekommen und bis zum Oktober hat es ein einziges Mal geregnet. Das war ein Gewitter im Juli, wo fürchterliche Blitze niederfuhrten und ohrenbetäubende Donnerschläge folgten. Aber der Regen war innerhalb von

zwei Stunden vorbei und am nächsten Tag strahlte wieder die Sonne. Der Himmel war stets wolkenlos und die Tagestemperatur erreichte 40° C im Schatten. Die Verpflegung war in den ersten Wochen nicht sehr gut, es gab wenig Brot und fast nichts dazu. Tee zum Trinken war ausreichend vorhanden, auch immer Obst, pro Mann zwei Äpfel oder Orangen, täglich eine Vitamintablette. Die Felder waren endlos, die Männer, in Gruppen von 12 bis 15 Mann, wurden jeweils so aufgestellt, daß von Mann zu Mann ein Abstand von etwa 5 Meter war. Dadurch war eine Unterhaltung während der Arbeit unmöglich und die zu bearbeitende Fläche, war vor unserer Ankunft im Akkord ermittelt worden. Wenn die Sonne im Mittag stand und ich mich aus der gebückten Haltung aufrichten wollte, wurde mir schwarz vor den Augen. Die Rüben mußten vereinzelt und das Unkraut dabei entfernt werden. Dazu hatten wir kleine Hacken mit kurzem Stiel, da ließ ich den Kopf gerne unten, außerdem stand ein Wachsoldat am Feldrand mit Gewehr. Wir bekamen für unsere Arbeit eine Entlohnung in Geld. Wenn ich es noch richtig weiß waren das 80 cent pro Tag als Gutschrift auf ein Konto und 10 cents wurden in Form von Lagergeld ausbezahlt. Das waren einfache Papierstreifen, mit denen wir in der Kantine einkaufen konnten. Den Bonusbetrag bekam ich bei meiner Entlassung, als Scheck ausbezahlt. Ich erhielt für meine "Military Payment Order" über 101,94 amerikanische Dollar am 18.12.1947 von der Landeszentralbank in Landau 340.- Reichsmark.

Natürlich mußten die Farmer an die Administration mehr bezahlen.

(Siehe Karte der "Yakima Area" und Bild, Ruth und Robert vor dem Hopfenfeld. Die Schlepper von damals stehen heute im Museum. In der Zeitung vom Mai 1945 stand diese Meldung. Offenbar hatten die Leute geglaubt, die Radios sollten den deutschen überlassen werden. Das Bild von der Rübenernte ist eine Montage, natürlich war es da schon Oktober.)

Der Arbeitseinsatz war so organisiert, daß die Mannschaft völlig willkürlich zusammengestellt wurde. Der Farmer, der die Leute bestellt hatte, schickte einen LKW, manchmal auch einen Bus und holte uns vom Lager ab. Wir fuhren dann in Begleitung des Wachmannes auf das Feld, die Fläche wurde festgelegt und am Abend ging es in gleicher Weise wieder zurück. Es gab in der weiteren Umgebung und wohl auch in Montana andere Gefangenenlager wo die Männer die gleiche Arbeit verrichten mußten. Deshalb stand in der deutschsprachigen Zeitung des Nordwestens, dem "Staatsanzeiger und Herold" das folgende Gedicht. Es entstand im Camp Greely, Colorado:

R Ü B E N - - - R Ü B E N

Noch bevor die müden Knochen,
morgen's aus dem Bett gekrochen,
muß man aus dem Fenster sehen,
um das Wetter zu erspähen.

Ist das Wetter dann gesichtet,
und als schrecklich-schön berichtet,
folgt die Fahrt im LKW,
und man fragt wohin es geh'.

Farmers Name, Feldes Lage,
für uns eine wicht'ge Frage.
Dann am Acker angekommen,
wird der Reihen Maß genommen.

Ach, der Rüben großes Heer,
macht das Herz uns allen schwer.
Hacken muß die rechte Hand,
und die linke zupft gewandt.

Dabei fühlt man, daß das Bücken,
unbekömmlich für den Rücken.
Wie bei jeden Schmerzens Pein,
stellt zum Trost Humor sich ein.

Wozu soll man sich betrüben,
hart sein gegen sich und Rüben,
denn nur so kann es gelingen,
Riesenreihen zu bezwingen.

Abends fährt man müd nach Hause,
eilt vor'm Essen in die Brause,
und denkt schon mit bangen Sorgen,
an die Rübenreihen von morgen.

Manchmal war der Hunger wirklich spürbar und ich babe mir eine junge Zuckerrübe geschält und daran geknabbert. Die Tage waren lang und brachten nicht viel Abwechslung. Ein Pfälzer Leidensgenosse, Günter Reinhard aus Grethen bei Bad Dürkheim entdeckte einmal, in einer Rübenreihe das Nest eines Fasans. Die Henne saß darauf und er erschlug sie, als sie weghuschen wollte. Im Nest lagen 15 Eier, die er natürlich am Abend mit ins Lager nahm, für die Henne hatte er keine Verwendung. Ich sagte: "Die lassen wir aber nicht hier liegen." "Wenn du meinst, daß die einer braten kann, nimm sie mit," sagte er.

Natürlich habe ich den Vogel mitgenommen und ein Kumpel vom Küchenpersonal hat ihn gebraten. Ich hatte das Tier gerupft, ausgenommen und sauber gemacht, es war eine zusätzliche Mahlzeit für uns zwei.

Es waren uns Verhaltensmaßregeln gegeben worden, wo schriftlich niedergelegt war, was wir dürfen und was nicht. Wir durften nicht mit entblößtem Oberkörper arbeiten. Gespräche mit der Bevölkerung waren streng verboten. Ebenso war es den Leuten verboten sich uns zu nähern, oder uns etwas zu geben. Ausnahmen gab es allerdings, sowohl positive wie negative.

Als der Akkord festgelegt wurde hat es ein Farmer fertig gebracht sich mit einer Stange Chesterfield an das Feldende zu stellen.

Mit dem Ruf: "Wer zuerst hier ist und seine Reihe sauber gehackt hat, bekommt sie." Dieser Farmer war ein deutscher, er kannte die Mentalität seiner Landsleute und hat auf diese Weise dazu verholfen, das Tagespensum zu erhöhen.

Einmal, als wir die Felder eines anderen Farmers fertig bearbeitet hatten, wurden wir an dessen Wohnhaus gefahren. Meistens waren die Häuser aus Holz, einfache Bretterhäuser, oft sogar recht windschief. Aber dieses war aus Stein, mit schönen Blumen an den Fenstern und einem Garten, den man auch Park nennen konnte. Da wurde uns eine ausgezeichnete Mahlzeit serviert, Truthahnkeulen, Kartoffeln und Salat. Nachher eine leckere Nachspeise, dieser Farmer war Franzose und auch die Herrin des Hauses erschien kurz, um uns zu begrüßen. Es war Ende August und unsere Lage hatte sich zum Besseren gewandelt. Etwa ein viertel Jahr nach Kriegsende wurde die Verpflegung im Lager deutlich besser, es gab jetzt Brot so viel man essen konnte. Zum Frühstück drei Sorten Brotaufstrich. Erstmals machten wir mit Erdnußbutter als Brotaufstrich

Bekanntheit. Seit vielen Jahren in Deutschland bei Kindern sehr beliebt und am Sonntag gab es Kuchen.

Am Abend richtiges Essen, mit Salat oder Gemüse, nicht mehr nur Eintopf. Öfter auch Fleischportionen, ich glaube die große Politik hat dabei eine Rolle gespielt. Damals als wir in Arizona verhört wurden, kam ich in eine Nazikompanie. Das war bekannt und es wurde darüber erzählt, natürlich hatte niemand Kontakt zu anderen Lagern. Aber als jetzt im Spätsommer 1945 und in der Folgezeit in den Nachrichten immer häufiger der Name eines Senators MacCharthy genannt und bekannt wurde, daß er aktive Kommunisten in Verwaltung und Wirtschaft in den USA aufspürt und verfolgt, fiel mir ein Gespräch ein, das ich im Zug von New York nach Florence mitgehört hatte.

Auf der Bank hinter mir saßen zwei Kameraden, die sich häufig unterhielten. Der Eine etwas älter, mit einem kleinen Bart ein schmales, knochiges Gesicht und tiefliegende Augen. Damals war jeder etwas hohlwangig und blaß, da ist mir das nicht aufgefallen. Aber jetzt, in der Erinnerung, glaubte ich einen bestimmten Typ zu sehen. Sein Gesprächspartner, in meinem Alter, also ein Pimpf, hörte zwar meistens zu, war aber in seinen Äußerungen immer positiv. Ich weiß keine Namen, auch nicht mehr den genauen Wortlaut, aber es drehte sich um Politik, genauer um Gesellschaftspolitik.

"Was glaubst du, wenn hier mal ein anderes System herrscht? Da werden die Proletarier aus ihren Hütten kommen und auftrumpfen."

Der Jüngere: "Da müssen wir dabei sein, ihr habt ja dafür gesorgt, daß die Nazi's den Krieg verlieren."

Später in Florence, war davon die Rede, daß junge Burschen sich im Verhör als Kommunisten bezeichnet haben. Dabei wurde ihnen die Frage gestellt: " Seit wann denn? " Sie blieben dabei ohne zu ahnen, daß die Amerikaner gar nicht begeistert waren und sie am liebsten gleich an die Sowjets abgeschoben hätten. Da glaubten wir eine Tendenz zu erkennen, nämlich, daß man durch die Verhöre nicht nur Einzelheiten erfahren wollte über den Einsatz im Krieg. Sondern auch Stimmung und Meinung der Leute erkennen wollte, um erst einmal die ganze Mannschaft grob zu sortieren.

Neben besserer Verpflegung, wurde auch der Arbeitseinsatz humaner. Wir hatten uns an das Klima gewöhnt, die Hackwerkzeuge hatten für den zweiten Arbeitsgang lange Stiele, da brauchte man sich nicht mehr zu bücken. Diese Arbeit war schließlich auch beendet und da in den Rüben

nichts mehr zu tun war, wurden wir fast arbeitslos. Eines Tages, fuhren wir zu einem deutschen Farmer, die Firma nannte sich "Wunsch und Rosemann", dort mußten wir Kartoffeln ernten. Nun muß ich erzählen, wer die Arbeiter waren, die außer uns auf den Feldern arbeiteten. Das waren sogenannte Mexikaner, Mischlinge die als Saisonarbeiter, das ganze Jahr in der Landwirtschaft tätig sind. Sie arbeiten im Familienverband, im Sommer im Norden, ernteten sie Rüben, Kartoffeln und Obst und im Winter im Süden, Baumwolle und Südfrüchte. Beweglich sind sie mit Hilfe großer Wohnwagen, die an ihre Autos angehängt sind. Meist machen sie mit dem Farmer per Handschlag einen Kontrakt, parken ihre "Wohnung" in der Nähe der Felder und wenn die Arbeit fertig ist, ziehen sie weiter. Sie arbeiten unwahrscheinlich schnell, machen dabei sehr gute Arbeit, haben aber nach drei oder vier Tagen eine Pause nötig. In der Regel, haben sie dann auch genug zum Leben verdient.

Nun kamen wir also zu "Wunsch und Roseman" und wurden neben einem Kartoffelacker abgesetzt. Die Kartoffeln waren auf einer Fläche von ca. 1/2 ha gerodet und lagen auf der Erde zum Auflesen. Jeder Mann bekam ein "Geschirr", das heißt einen breiten Gürtel. Der wurde um den Bauch geschnallt, vorne gingen rechts und links Riemen nach unten zu einem Querholz, das auf den Oberschenkeln auflag. An dem unteren Rand des Holzes, waren zwei kräftige Hacken in die der Kartoffelsack eingehängt wurde. Der leere Sack hing zu Boden und beim vorwärtsgehen in gebückter Haltung, war es leicht die Knollen hineinzuworfen. Nach ein paar Schritten war der Sack mit 100 lbs gefüllt, er wurde mit zwei Händen gepackt und alle in einer Reihe aufgestellt. Nachher fuhr ein Lastwagen entlang und die Säcke wurden von uns aufgeladen. Damit keine Zeit verloren geht, hat der Gürtel am Rücken zwei große dünne Hacken, da wurden leere Säcke eingehängt, so viel als möglich. Diese Arbeit hat Spaß gemacht, am dritten Tag aber, kam eine Kommission unserer Arbeitgeber von der Zuckerfabrik, die befand, daß wir nicht ausreichend beschäftigt sind. Nun erst erfuhren wir die andere Seite der Sache, nämlich die Situation des Farmers.

Er erzählte, daß eine mexikanische Familie bereit war, für zunächst 8 Cent pro Sack die Kartoffeln aufzulesen. Der Familienchef kam aber vor Arbeitsbeginn und wollte 9 Cent haben. Es wurde hin und her geredet, schließlich, als der Farmer einverstanden war, wollte er 10 Cent. Das war aber Mister Wunsch zuviel. Er ließ den Mann stehen und bestellte sich deutsche aus dem Camp. Nun ging die Arbeit ja voran, aber der dritte Tag war der letzte, wir kamen nicht mehr hin. Er mußte Wohl oder Übel die Forderung der Mexikaner akzeptieren, oder die Kartoffeln stecken lassen.

Dann haben wir auch ein paar Tage lang Tomaten geerntet. Zur gleichen Zeit, als wir an diesem Feld vom Auto stiegen, kippte jemand eine Ladung Kistenbretter ab. Es waren Tische aufgestellt, auf denen die Brettchen zu Kisten zusammengenagelt wurden. Einige von uns erhielten Eimer, in die wir reife Tomaten pflückten. Andere legten sie in die Kisten und wieder andere nagelten sie zu. Als wir an einem großen Feld Hopfen zupfen mußten, entdeckten wir in der Nähe einen Acker mit herrlichen Melonen. Da haben wir uns mit Erlaubnis des Wachmannes bedient, doch das ist uns nicht so gut bekommen. Das ganze Kommando hat sich in der Nacht bei der Latrine, einem klassischen "Donnerbalken" getroffen, wir haben tagelang unsere Witze darüber gemacht.

Ein anderes Erlebnis in dieser Zeit, war mit dem organisieren von Birnen verbunden. Es gab herrliche Obstanlagen in der Nähe, Birnen, Äpfel, und wunderschöne Pfirsiche. Was mir gut in Erinnerung ist, sind die unmengen Früchte die auf dem Boden lagen und verdarben. Ein Kamerad mit Namen Franz Braun, er war aus der Nähe von Offenburg und ich, haben Birnen aus einer Anlage geholt. Wir steckten uns die Taschen voll und wollten mehr von den wunderbaren Früchten mitnehmen, hatten aber kein Gefäß, Sack oder Tasche. Da zog Franz seine Windjacke aus, machte den Reißverschluß zu und verknotete die Ärmel. Aber als er den so entstandenen Sack füllen wollte, rollten die Birnen zur Halsöffnung heraus.

"Eine Schnur," sagte er, "hast du keinen Bindfaden?" Ich verneinte, da griff er in seine Tasche und was er herauszog war ein Rosenkranz.

"Das wird gehen," meinte er, "das gibt's nicht alle Tage, daß einer Birnen stiehlt und mit seinem Rosenkranz den Sack zubindet."

In unserem Lager gab es auch einen Pfarrer und er war Ansprechpartner für persönliche Probleme. Am Sonntag hielt er im Speisesaal einen kurzen Gottesdienst, dazu wurde ein provisorischer Altar aufgebaut. Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr oft hingegangen bin, sicher mehr aus Gleichgültigkeit als aus Ablehnung. Religion, christlicher Glaube, Beten, das hat man verdrängt. Wozu sollte das helfen, "Hilf dir selber, dann hilft dir Gott", das war ein so häufig gesagtes Wort. Viel später, in einem Brief aus England an die Eltern, habe ich das geschrieben und damit meiner Oma ein paar schlaflose Nächte bereitet. Sie hat mir eine ernsthafte Auseinandersetzung angedroht, wenn ich irgendwann nach Hause komme. So weit ich mich erinnere, wurde aber später nicht mehr darüber gesprochen.

Im November waren die Rüben gerodet und verladen. Jetzt fiel auch ein bißchen Schnee und wir nahmen Abschied vom Jakima Valley. Ich fühlte mich

gesundheitlich wohl und hatte in dem halben Jahr, ein paar gute Freunde gefunden. Das eingangs erwähnte Hühnerauge auf der Sohle des linken Fußes, war ich losgeworden. Beim Einzug in die Baracke in Toppenish stand neben meinem Bett, als Nachttisch, eine Apfelsinenkiste. Auf diesem "Möbel" stand ein kleines Gefäß, mit einer farblosen Salbe. Sie war völlig geruchlos und erst später wußte ich, daß es Vaseline war. Jeden Abend nach dem duschen, habe ich das Hühnerauge damit eingeschmiert. Und siehe da, nach einiger Zeit, löste es sich so aus der Fußsohle, daß ein richtiges Loch entstand. Das ist dann sehr schön zugeheilt und ich habe seitdem nichts mehr dergleichen zu beklagen.

Der Umzug erfolgte mit Lastwagen, nicht wie damals in Deutschland, eingepfercht in einen Dreiaxser, sondern schön und bequem mit Sitzbank und Plane. Die Fahrt ging nach Westen durch das Cascaden Gebirge, im Angesicht des 4400 Meter hohen Mount Rainier. Der 3700 Meter hohe Mount Adams etwas weiter südlich, war von Toppenish aus täglich in unserem Blickfeld.

Am Abend erreichte der Konvoi sein Ziel, ein riesiges Militärareal mit Namen Fort Lewis, etwa 20 km südlich von Takoma. Das Gefangenenlager war mit einigen tausend Männern belegt, eine Stadt mit allem was dazugehört. Die Baracken, aus Holz, waren zweistöckig, 250 Mann bildeten eine Kompanie. Dazu gehörten 4 Baracken, also 30 Mann in einem Saal. Im Erdgeschoß war ein Heizraum und die Räume wurden mit Warmluft geheizt. Für jede Kompanie gab es eine Küchenbaracke mit Speisesaal. Die Leute, die im Lager gebraucht wurden, hatten ihren genauen Plan. Reinigung der Straßen, Wachtposten an den Toren, Küchenpersonal, Frisöre, Sanitätspersonal, alle anderen gingen täglich zur Arbeit nach draußen. Stadtkommando, Warenhäuser, Großküchen, Bäckereien, Schneiderei, Malerkolonnen und Waldkommando.

(Siehe im Anhang Bericht von 1995 und Bilder mit General Hix.)

Fort Lewis ist ein riesiges Depot und Garnison, seit dem amerikanischen Bürgerkrieg. Im zweiten Weltkrieg bedeutende Nachschubbasis, für den asiatischen Kriegsschauplatz. Die ständige Truppenstärke war nach Aussage unseres Dolmetschers 12 000 Personen. Dazu kamen im Winter 45/46 mehrere tausend G.I.'s die aus Japan zurückgeführt wurden. Diese waren zwei oder drei Tage hier, um dann in ihre Heimatstandorte weiterzureisen. Alle mußten gepflegt und versorgt werden, dazu waren die deutschen da. In den Küchen und in den Speisesälen, die Bäcker und Metzger, die Staplerfahrer in den Warenhäusern und die Straßenkehrer, alle waren deutsche Kriegsgefangene.

Alle waren sehr gut gekleidet und hatten reichlich zu essen. Mein Bett Nachbar war aus Mannheim, er arbeitete in der Schneiderei. Wir kamen recht abgerissen und mit schmutzigen Kleidern an, wurden aber so rasch wie möglich neu eingekleidet. Ich hatte, wie alle eine Olivgrüne Uniform bekommen, das Hemd ganz neu, mit Bügelfalten über die Brusttaschen. Anscheinend war da ein Dienstgradabzeichen abgetrennt worden, am linken Ärmel war eine Stelle, mit einer Steppnaht repariert. Mein "Schneider" aus Mannheim, war damit garnicht einverstanden.

"Nein," sagte er "sowas ziehst du nicht an. Wo sind wir denn, doch nicht in Sibirien, ich bringe dir ein anderes."

"Mach kein Theater," sagte ich, "das ist doch ein neues Hemd, ich hab noch nie ein schöneres besessen." Er hat mir aber am nächsten Tag ein anderes gebracht, eines das nicht gestopft war.

"Was hast du denn mit meinem Hemd gemacht?"

"Das hab ich verbrannt," war die Antwort, "wie wir das immer machen."

Ich wußte nicht was ich sagen sollte, die verbrennen Kleider?

"Hör'zu" sagte er "wenn wir morgens in die Schneiderwerkstatt kommen, ziehen wir uns neue Unterwäsche an. Die ausgezogene wird in den Ofen gesteckt. Das gleiche geschieht am Wochenende mit der Uniform, wir sind immer neu angezogen."

"Und was sagt der Ami?"

"Der macht es genau so," war die Antwort. Damit war das Thema erledigt, es wurde nicht mehr davon gesprochen.

Ich wurde mit ein paar Kameraden aus dem Rübenlager einem Waldkommando zugeteilt. Wir fuhren morgens in den nahen Wald, bei uns waren zwei Zivilangestellte der US-Army. Unsere Aufgabe war es, Äste und Reisig zusammenzutragen und zu verbrennen. Die Amis gingen in ihre Bude, wir zündeten ein Feuer an, setzten uns drum herum und erzählten Witze. Die Arbeitsstelle lag an einem Berghang, der sanft nach Süden abfiel. Unter uns, fast im Tal konnten wir eine Straße sehen, auf der einmal am Vormittag und noch einmal gegen Abend, amerikanische Soldaten mit geschultertem Gewehr, hin und wieder her marschierten. Sie gingen zu einem Schießplatz, denn täglich hörten wir es in der Ferne krachen. Offenbar waren das Rekruten, die im Schießen ausgebildet wurden. An unserem Abhang waren irgendwann Bäume gefällt worden, dicke Stämme die auch fast alle

abtransportiert waren. Aber die Stümpfe, so etwa 70 bis 80 cm hoch ragten aus der Erde. Jemand von uns kam auf den Gedanken, den Amis Angst zu machen. Wenn man auf einen festen Baumstumpf, einen Klecks Spucke macht und darauf ein Stück Holzkohle legt, muß man nur fest draufschlagen und es entsteht ein Knall, wie ein Schuß. Die Straße war ca 200 Meter entfernt und die Baumstümpfe, vielleicht 10 Stück auf einer Strecke von 50 oder 60 Meter quer zum Hang wurden "geladen". Jeder machte Spucke auf das Holz, legte die Holzkohle darauf und als die Soldaten unter uns entlang marschierten, ging es los. Einer nach dem anderen, schlug mit seiner Axt auf die Kohlen und durch den Wald, war der Knall so verstärkt, daß es sich wie Gewehrfeuer anhörte. Die Kolonne geriet in Unordnung, unsere beiden Arbeiter kamen aus der Hütte gestürzt, alle glaubten es seien Partisanen im Wald. Nach einer ernsthaften Ermahnung durch die Wächter, hat sich alles wieder beruhigt und schließlich haben alle über den Scherz gelacht.

Am 12.12. durften wir die zweite sogenannte Suchkarte an die Eltern nach Hause schicken.

(siehe Kopie, man beachte das diskriminierende Statement rechts oben).

Das sahen wir wohl mit Bitterkeit, aber in der hilflosen Situation in der wir uns befanden, blieb ja keine Wahl, als brav die Anschrift und den Absender auszufüllen. Ein halbes Jahr nach der Beendigung des Krieges, gab es über die "geschlagene Wehrmacht" keine Debatte mehr.

Die Anhängende Antwortkarte, erreichte mich im Februar 1946 in England. Was ich erst viel später erfahren konnte war, daß unser Seeheid von der Überfahrt, Jakob Nerding aus Frankweiler, schon im November zu Hause war. Von ihm haben meine Eltern und auch die Mutter von Ott'l erfahren wo wir sind.

Vor dem Weihnachtsfest, habe ich ein kleines Tannenbäumchen mit ins Lager genommen. Die Leute aus der Schneiderei brachten bunte Wollfäden mit, damit wurde es geschmückt, denn Kugeln und Lametta hatten wir nicht. Post hatten wir auch nicht und keiner wußte, wie es den Angehörigen zu Hause ging.

Bei der Weihnachtsfeier, sind nach einem guten Essen ein paar Kerzen angesteckt worden. Die bekannten Weihnachtslieder wurden gesungen und jeder war in sich gekehrt und dachte an daheim. Besonders die Älteren unter uns, die Frau und Kinder zu Hause wußten, waren traurig. Wobei jeder sich ja sagen mußte, daß wir gut versorgt und untergebracht waren, daß wir es wahrscheinlich besser hatten, als die Menschen in Deutschland.

Die Nachrichten, die uns erreichten sprachen von schlimmen Zuständen, was leicht vorstellbar war. Eine Meldung in der Zeitung besagte, daß in Europa Hungersnot sei. Weil das aber die Bevölkerung nicht ohne weiteres verstehen konnte, hat man sich auch einen Grund ausgedacht. Es stand nämlich dabei: "Wegen Transportschwierigkeiten."

Für uns, vor allem die zuletzt nach USA gekommenen, war das leicht als Lüge zu entlarven. Ich selbst, hatte ja den riesigen Geleitzug gesehen, der im April 45 von Europa leer nach Amerika fuhr. Wenn über 100 Schiffe, nicht mit Kriegsmaterial, sondern mit Weizen beladen nach Europa zurück gelaufen wären, hätte dort niemand hungern müssen.

Der Krieg war zu diesem Zeitpunkt zu Ende, aber das riesige Potential der amerikanischen Industrie, fertigte weiter Kriegsmaterial. Das war bezahlt und mußte auch geliefert werden. Wenige Wochen später, im Januar 1946 bei unserer Fahrt zum Hafen, sahen wir große Parkplätze voller Militärautos, vom Jeep bis zum Sattelschlepper, funkelneue in Reihen ausgerichtet zum verladen bereit. Auf anderen Plätzen stand sicher zum gleichen Zeitpunkt anderes Kriegsgerät, war das zum Verschrotten? O nein, so weit war die Menschheit damals noch nicht. Es ist meine feste Überzeugung, daß da eine Ursache zu sehen ist. Für viele Kriege, die seitdem auf der Welt geführt wurden. Das mag im kapitalistischen System begründet sein, heute, im Jahr 1995 weiß man, daß das kommunistische System der Menschheit kein besseres Leben ermöglicht hat.

Doch ich schweife mit diesen Bemerkungen ab, es war Weihnachten 1945, erstmals im Frieden. Nach sechs vergangenen "Kriegsweihnachten" immerhin ein Grund sich ein paar Gedanken zu machen.

"Was hatten wir Deutsche denn angestellt? Was haben wir uns eigentlich gedacht, gegen die ganze Welt Krieg zu führen?"

"Der Hitler hatte den Größenwahn und die Militärs haben ihm gehorcht."

"Nach 14/18 ein weiterer Krieg verloren, so viele Tote, so viel Zerstörung in ganz Europa und wir haben daran die Schuld."

Aus dem Gedächtnis schreibe ich diese Sätze, ohne zu wissen wer sie gesprochen hat. Aber gewiß sind diese Worte gefallen und die Antworten waren nicht ganz eindeutig. Es gab durchaus Männer die versuchten Entschuldigungen zu finden. Nach 50 Jahren kennt man die Folgen und weiß, daß es keine Entschuldigung gibt. Wenn aber trotz der riesigen

Verheerungen an Sachen und Menschen, das Morden weitergeht, muß man fragen: "Wer hat denn jetzt Größenwahn?"

Es gibt anscheinend immer Menschen, die dem Wahn von der Herrschaft über andere erliegen.

An einem Abend, als wir vor dem Tor vom Auto stiegen, durften wir nicht ins Lager hineingehen. Durch einen kleinen Nebeneingang, wurden wir einzeln hindurchgeschleußt und mußten direkt den Kinosaal betreten. Der letzte Platz war besetzt, das Licht ging aus und wir sahen einen Film der uns völlig sprachlos machte. Es waren Bilder aus den befreiten Konzentrationslagern, die in Deutschland und Polen von den Alliierten gefunden wurden. Jeder von den versammelten ehemaligen Soldaten wußte, daß es Gefängnisse gegeben hat. Militärgefängnisse, Zuchthäuser, Kriegsgefangenenlager, ja auch den Begriff "Konzentrationslager" hatte man gehört. Aber so etwas! Es war unvorstellbar, es versetzte uns allen einen Schock. Bei aller bekannten Möglichkeit was Propaganda fertig bringt, das konnte nicht erfunden sein. War es denn faßbar, daß Menschen so etwas tun? Da hat wohl jeder sich die Frage gestellt: "Hätte ich da auch mit gemacht? Hätte ich das machen können?"

Die Antwort bleibt uns erspart, weil uns eine ander Zeit geschenkt ist. Doch zu welchem Schluß, führt das Nachdenken über Schuld oder Mitschuld? Die schrecklichen Dinge die geschehen sind, beim Untergang des 3.deutschen Reiches, werden vielleicht als Antwort gesehen auf den Rassenwahn der Nationalsozialisten. Aber wo beginnt Untat und Vergeltung, wenn man die Historie betrachtet? Ist es nicht das andere Extrem, wenn Menschen behaupten: "Alle Soldaten sind Mörder!"

Wie viele, sicher Millionen Menschen auf der ganzen Welt, sind als Soldaten in Uniform, guten Glaubens für ihre Heimat und ihre Freunde, in den Kampf gegangen und haben gewonnen oder verloren? Ich möchte zu denen zählen, die mit gutem Gewissen die Uniform getragen haben. Aber diese Bilder zeigen Gescheh-enes, welches nicht zu erklären ist. Weil aber der Ablauf der Geschichte seit dieser Zeit, nicht erkennen läßt, daß die Menschen auf der Welt viel daraus gelernt haben, glaube ich nicht, daß es gut ist wenn folgende Generationen so direkt, wie das ja geschieht, damit belastet werden. Schuldzuweisung hat seine Grenzen, wo das eigene Verhalten nur von Haß geprägt ist.

Die Bilder waren noch lange Gesprächsgegenstand, doch der Alltag, die Arbeit ging weiter.

Am Datum meines Krankenberichts sehe ich, daß der 28. Dezember 1945 ein schwarzer Tag für mich war.

An diesem Tag fuhren wir wie üblich in den Wald, es regnete Bindfäden. Hinter einer umgestürzten Kiefer, die Wurzeln mit Erde verwachsen, standen etwa 3 Meter schräg nach oben, war ein halbwegs trockener Platz für ein Feuer. Meine Axt, lehnte am Stamm der großen Kiefer. Ich stand, mit dem Rücken zum Stamm und hatte beide Ellbogen aufgestützt. Einer aus der Truppe hatte eine Axt, mit zweiseitiger Schneide. Er stand mit dem Gesicht zum Stamm, neben mir und schlug seine Axt aus Zeitvertreib schräg in den Stamm, einmal von rechts und einmal von links. Wie gesagt, es regnete leicht, aber ununterbrochen, entsprechend waren wir angezogen. Über dem Hemd eine dicke Windbluse und ein Regenmantel mit hohem Kragen. Von Bluse und Mantel hatte ich den Kragen hochgestellt und das wohl zum Glück, denn auf einmal flog die Axt gegen meinen Hals. Nicht allzu fest, aber doch so, daß ich ihm zurief, er soll mit dem blöden Spiel aufhören. Er hörte aber nicht auf und kurz danach, flog die Schneide so heftig gegen meinen rechten Oberarm, daß die Kleider durchschlagen wurden und bald auch das Blut am Handgelenk entlang lief. Das Entsetzen war groß, ich mußte den Arm hochhalten. Kurze Zeit später kam der LKW der das Mittagessen brachte, der nahm mich mit nach Hause. "Jesus Christ" sagte der Posten am Tor und ließ uns passieren. Nach der ärztlichen Versorgung, durfte ich zwei schöne Wochen lang, den Arm in einem blütenweißen Dreieckstuch tragen. Es war nicht so schlimm wie zuerst befürchtet, die Röntgenbilder sind noch heute in meinem Besitz. Wieder arbeitsfähig, wurde ich einem anderen Kommando zugeteilt. Wir haben in dem riesigen Areal auf den Holzbauten, den Dachbelag mit Teer beschichtet. Ein Zivilist fuhr einen LKW, mit einem großen Teerkocher als Anhänger. Am Einsatzort, setzte er den Gasbrenner in Brand und wenn das Zeug flüssig war, füllte er uns die Eimer. Mit einem Besen bewaffnet und dem Teereimer in der anderen Hand, stiegen wir auf's Dach. Das war sehr lustig und es gab von oben viel zu sehen. Wir kamen in der ganzen Stadt herum und einmal, als die Flamme aus der Gasflasche den ganzen Kessel in Brand setzte, mußte unser Ami die Feuerwehr rufen.

In den Warenhäusern arbeiteten, wie schon erwähnt, überall Deutsche. Einmal konnten wir ein großes Paket Kekse erhalten, ein anderes mal einen Karton Schokolade. An einem Tag kamen wir an eine Bäckerei und als das Dach geteert war, sagten die Kameraden: "Habt ihr Hunger?" Die Antwort war natürlich "ja!" Und schon saßen wir um einen langen Tisch und ließen uns bedienen. Aus einem Kessel, der auf dem Ofen stand, holte einer einen Strang Frankfurter Würste und legte ihn auf den Tisch. Der Strang war so

lang wie der Tisch: "Wenn es nicht reicht, nur sagen!" Dann gab es, welch ein Wunder in Amerika, echtes deutsches Kommisbrot.

Die Amerikaner essen tagaus, tagein dieses gebleichte Weißbrot, das fertig, in Scheiben geschnitten, aus der Bäckerei kommt. Mit einem normalen Küchenmesser kann man das nicht schneiden, es weicht aus wie Watte. Nach kurzer Zeit, schmeckt es einem nicht mehr und man sehnt sich nach festem Roggenbrot. Aber das gibt es nur von deutschen Bäckern, die außerhalb des Lagers dunkles Mehl besorgen können. Diese Bäckerburschen hatten auch deutschen Steuselkuchen! Es war unglaublich, unser Ami bekam den Mund nicht mehr zu. Dann wurde auch noch eine große Dose Schweineschmalz auf den Tisch gestellt. Besonders zu dem dunklen Brot ein Genuß, den wir gar nicht mehr kannten. Der Ami, weil er das Brot nicht essen mochte, strich das Schmalz auf den Steuselkuchen. Andere Länder, andere Sitten.

Es wurde bekannt gemacht, daß jeder der wollte, ein Paket nach Hause schicken darf. Da war ein Landsmann, Karl aus Offenbach mein Ratgeber, ohne ihn hätte ich das nicht geschafft. Er besorgte eine entsprechende Kiste aus kräftigem Sperrholz. Ich hatte einige Dinge in der Kantine gekauft und um den vorhandenen Platz zu füllen gab ich mein ganzes Geld aus. Seife, Zahnpasta, eine Schachtel mit einem Sortiment Schnitzmesser, Tabak, ich dachte an meinen Vater und auch Waschpulver. In einer großen Halle mußten wir die Kisten offen hinstellen und die Ami's kontrollierten den Inhalt.

Alles OK? Deckel zu, halt!

"Du wolltest doch den Pullover einpacken?"

"Aber der Ami?" sagte ich. "Der geht ja weiter," meinte Karl, "zieh'ihn aus und stopf ihn hinein." Gesagt getan, Deckel zu den Zettel mit der Adresse drauf und die Sache war erledigt. Karl hatte keine Angehörigen, er wüßte überhaupt nicht, an wen er so etwas schicken sollte.

Er ist bald nach seiner Entlassung in der Heimat gestorben.

Man sollte es nicht glauben, die Kiste ist im Sommer 1946 nach Deutschland gekommen. Mein Vater konnte sie beim Zollamt in Landau, unversehrt in Empfang nehmen.

Ein paar Tage nach der Paketaktion waren wir abends im Kino. Karl war dabei und als wir nach der Vorstellung ins Freie kamen, standen die Kameraden in Gruppen zusammen und diskutierten.

"Wir werden entlassen !" Das war die neueste Meldung, wir nahmen das etwas ungläubig auf, denn Parolen dieser Art, waren nicht immer wahr. Aber diesmal hat es gestimmt, ein paar Tage später, mußten wir unsere Kleider tauschen. Was wir erhielten, Hosen und Hemden ebenso einen Mantel, waren schwarz gefärbt. Damit waren sie unverwechselbar, jeder hatte zwei Anzüge und alles andere war natürlich olivgrün und mußte dableiben.

Hier nehme ich mit diesem Bild vorweg (es ist im Sommer 1946 in dem englischen Camp 279 in Yaxley entstanden) wie die Männer mit den schwarz gefärbten Uniformen ausgesehen haben. (Ganz rechts stehend, das bin ich.)

Hier sollen auch die Schlagermelodien folgen, die mir aus der Zeit in USA heute noch im Ohr sind. Das Lied mit dem Titel "Don't fence my in," gesungen von Frank Sinatra ist noch bekannt, es war lange Zeit im Repertoire von Tanzkapellen, besonders die Interpreten des Dixieland-Jazz spielten diese Melodie.

5. In englischer Kriegsgefangenschaft
vom 16.März 1946 bis 09.Dezember 1947

Anfang Februar 1946 bestiegen wir, jeder mit einem großen Seesack beladen, riesige Sattelschlepper. Im Hafen von Takoma bezogen wir auf der "Seequail" Quartier, der Name bedeutet "Seewachtel."

Es war ein 8000 Tonnen großes Frachtschiff, als Truppentransporter eingerichtet. An der Brücke waren vier japanische Flaggen aufgemalt, für vier abgeschossene Flugzeuge bei Okinawa. In der folgenden Nacht schon, legten wir ab, vier Wochen war das Schiff unsere Wohnung. Bei herrlichem Wetter liefen wir nach Süden, der pazifische Ozean heißt ja auch der stille Ozean. Es war wundervoll, der Kalender sagte uns, daß es mitte Februar ist und wir genossen die warmen Tage an Oberdeck. Die Männer saßen in Gruppen erzählten, oder spielten; manche Schach, andere Karten, wieder andere mit Würfeln. Ein Junge aus Pirmasens, hatte eine Hängematte aufgespannt und lag, ein Buch lesend, nur mit Badehose, in der Sonne. Vermutlich ist er eingeschlafen und als er aufwachte, hatte er einen ganz schlimmen Sonnenbrand. Er mußte in die Krankenstation und hatte einige Tage lang hohes Fieber. Doch er überstand alles und wurde wieder gesund.

Eines Morgens, wurden wir durch lautes Tuten unserer Schiffsirene geweckt. Es herrschte dicker Nebel und das Schiff machte nur wenig Fahrt. Über Lautsprecher erfuhren wir, daß wegen Maschinenschaden der Kahn in den Hafen von Long Beach einlaufen mußte und da repariert werden wird. Offensichtlich gab es keinen Grund etwas geheim zu halten, wir wurden stets über die jeweilige Situation unterrichtet. Diese Mitteilungen erzeugten eine Stimmung der Zufriedenheit, auch der Teilnahme. Jeder war um das Schiff besorgt, wir wußten, daß wir in Küstennähe sind und deshalb konnte es auch keine Gefahr geben.

Die Gespräche der Männer, drehten sich um die Zukunft. Wir waren ja auf dem Weg nach Europa, nach Hause, das hatte man uns jedenfalls gesagt. Was machte es da aus, wenn der olle Kahn noch ein paar Tage pausieren mußte, auf seiner Fahrt. Aller-dings gab es auch einige Leute die nicht genau wußten wie das aussieht, "zu Hause". Da war Alfred aus Schlesien, ein echter Freund, die Schlesier und die Pfälzer haben sich stets gemocht.

"Wenn es nicht anders geht," sagte ich zu ihm "kommst du mit mir." Wir malten uns aus, wie das sein würde, "später". Gewiss waren da keine großen Probleme zu erwarten. Wo Arbeit ist, kann man auch Geld verdienen und viele standen vor dem "Nichts" und mußten vorne anfangen.

Die Reise ging weiter, südwärts, wir liefen durch den Panama Kanal und im Hafen von Colon, lagen wir noch zwei Tage vor Anker. Die Fahrt durch den Kanal war hochinteressant, die tropische Vegetation, die Höhendifferenz in den Schleusen. Wir hatten Glück, einmal lag neben uns ein schwerer Kreuzer der US-Navy, leider weiß ich seinen Namen nicht mehr, seine Fahrt ging von Ost nach West. Dann lief unser Schiff auf einer Route in Richtung Europa, die von vielen andern befahren wird. Wir sahen häufig andere Dampfer, zwischen Haiti und Cuba hindurch, erreichten wir den Atlantik. Natürlich sahen wir nichts von den Inseln, aber die Bordnachrichten informierten uns.

Der Atlantik hat uns gepackt und die Wellen donnerten gegen die Bordwand, es war ein richtiger Höllenlärm. In dem großen Laderaum, wo die Gestelle mit den Segeltüchern bespannt, unsere Schlafstellen standen, war nach kurzer Zeit ein fürchterlicher Gestank. Alfred und ich hielten uns so oft und am Abend so lange es ging, an Oberdeck auf. Wenn es dunkel wurde mußten alle in das Schiffsinnere und dann besuchten wir unseren Freund Alfons, in seiner Koje. Wir hatten uns an die Schaukelei gewöhnt und genossen die frische Briesse, die bewegte See und wir konnten auch das Essen abholen und vertragen. Ganz anders Alfons, er lag auf seiner Schlafstelle und war halb tot.

"Komm doch mal mit nach oben, das ist so fantastisch, du kannst es dir nicht vorstellen."

Alfons gab höchstens ein Knurren von sich und was er sagte, hieß wohl: "L.m.a.A." Es kamen bessere Tage, aber ganz still wurde das Wasser nicht, erst als unser Schiff in den Hafen von Liverpool einlief, traute er sich wieder an Oberdeck.

Doch zu diesem Zeitpunkt hatte uns eine Nachricht bereits schockiert, die man wohlweislich so lange wie möglich verschwiegen hatte. Ganz offiziell hieß es dazu: "Die Lager in Deutschland sind zur Zeit überfüllt. Wir müssen euch zunächst nach England bringen, vorübergehend, bis wieder Platz ist da drüben." Das war eine fromme Ausrede, ich bin sicher, daß die Schiffsführung Bescheid wußte. 10 Monate war ich in USA, bis zur endlichen Heimkehr vergingen noch weitere 20 Monate.

Die großen braunen Umschläge wurden uns ausgehändigt, wir gingen von Bord und britische Lastwagen brachten uns in ein Lager nach Oldham, zwischen Liverpool und Manchester. Unsere Stimmung war auf dem Nullpunkt, es war wie am Anfang, wir kamen im März 1946 in englische Gefangenschaft. Den Umschlag mit den "Wertsachen", mußten wir wieder



